

**Antonia Davidovic, Praktiken archäologischer Wissensproduktion.  
Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung.  
Altertumskunde des Vorderen Orients 13. Ugarit-Verlag Münster  
2009. 229 S. Hardcover. ISBN 978-3-86835-028-9.**

Der selbstreflexive Blick der Wissenschaft auf ihre Weisen der Wissenserzeugung hat einen Schub erhalten durch Laborstudien wie die von B. Latour/S. Woolgar (*Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton 1986) und K. Knorr-Cetina (*Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M. 1991), deren Anspruch es ist, die Wissensgenese gewissermaßen *in actu* nachzuvollziehen. Wie die Bezeichnung *Laborstudien* anzeigt, galt das Interesse vor allem Naturwissenschaften, und es ist ein Verdienst der Autorin, mit der (deutschsprachigen)<sup>1</sup> Archäologie, bei aller Heterogenität der darunter gefassten Einzelarchäologien, die Wissensproduktion einer Disziplin zu erforschen, welche als geschichtswissenschaftliche zweifellos eine geisteswissenschaftliche ist, auch wenn naturwissenschaftliche Hilfswissenschaften in ihr eine wichtige Rolle spielen. Freilich ist die Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht zu überdehnen, denn so unterschiedlich ihre Gegenstände auch sein mögen, haben sie doch gemeinsam, dass der professionalisierte erfahrungswissenschaftliche Habitus der in ihnen tätigen Wissenschaftler der wesentliche Antrieb des Erkenntnisfortschritts ist. Institutioneller Ort dieses Habitus war die philosophische Fakultät der Humboldtschen Universität, in der sich Erfahrungswissenschaften jeglicher Couleur sammelten, und dieser Gemeinsamkeit der verschiedenen Erfahrungswissenschaften eingedenk, könnte man die Prognose wagen, dass die Differenzen hinsichtlich der Wissensproduktion geringer sind, als ihre gegenwärtige institutionelle Separation erst einmal vermuten lässt.

Gegliedert ist das Buch in fünf Kapitel. Eine knapp gehaltene, einen Abriss der Untersuchung gebende Einleitung beschreibt Zweck und Gegenstand. Aus dem Prozess der archäologischen Wissenserzeugung sollen zwei Etappen exemplarisch herausgegriffen und ausführlich betrachtet werden: Zum einen die Ausgrabungspraxis im engeren Sinne, die gleichsam ethnographisch beschrieben werden soll (S. 9), zum anderen die Interpretation der Interpretation der so gewonnenen Daten am Fallbeispiel der »ethnischen Deutung«, das heißt der Zuweisung des Fundmaterials zu ethnischen Gruppen. Mit basaler Datengewinnung und hoch aggregierter theoretischer Diskussion werden die Extreme des Spektrums archäologischen Handelns ausgelotet, die dazwischen liegenden interpretatorischen Vorgänge, etwa die Bestimmung der Funktion des durch die Ausgrabung zutage Geförderten oder seine typologische Einordnung, werden nicht

---

1 Im englischsprachigen Raum haben derartige Untersuchungen des archäologischen Handelns bereits eine gewisse Tradition; einen Überblick geben die Beiträge in M. Edgeworth (Hrsg.), *Ethnographies of Archaeological Practice. Cultural Encounters, Material Transformations*. Walnut Creek 2006.

näher behandelt. Als theoretischer Gewährsmann fungiert vor allem Latour, der das »Aktor-Netzwerk-Modell« entwickelt hat (B. Latour, *Science in Action. How to follow Scientists and Engineers through Society*. Milton Keynes 1987) und von dem auch eine der wenigen Studien zu einer Feldwissenschaft, der Bodenkunde, stammt (B. Latour, *Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald am Amazonas*. In: Ders., *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M. 2000, 36–95).

Im zweiten Kapitel folgt zunächst ein Überblick zum Stand der Wissenschaftsforschung mit einem Schwerpunkt auf der Darstellung von Ansätzen, in deren Fokus die Bedeutung von Praktiken, Interaktionen und Netzwerken für die Wissensgenerierung steht. Dem schließt sich eine Diskussion der Wandlung kultur- bzw. sozialwissenschaftlicher Konzeptualisierungen von »Kultur«, »ethnischer Gruppe« sowie »Nation« an, von essentialistischen zu dynamischen Vorstellungen pragmatistischer oder konstruktivistischer Provenienz. Beschlossen wird dieses Kapitel mit einer Darstellung der Genese und institutionellen Ausprägung der archäologischen Einzelwissenschaften in Deutschland sowie der Rezeption der verschiedenen Kulturkonzepte. Die Autorin konstatiert in diesem Zusammenhang den erst einmal paradox anmutenden Umstand, dass im *common sense* der deutschsprachigen Archäologen zwar einerseits die (Ausgrabungs-)Praxis eine weit höhere Wertschätzung genieße als »theoretisches« Arbeiten, das heißt die interpretierende Deutung der Funde, andererseits »die Abläufe und Entscheidungsprozesse der Grabungs- wie der Auswertungspraktiken aus den Publikationen weitgehend ausgeklammert« (S. 59) würden.

Das dritte, »Forschungsperspektiven« betitelte Kapitel verklammert noch einmal die beiden Bereiche der Untersuchung – Datengewinnung qua Ausgrabung und deren Interpretation als Ausdrucksgestalten einer ethnischen Gruppe – und formuliert die ihr zugrundeliegenden Erkenntnisinteressen (S. 65), die der akteurs- bzw. handlungszentrierten Anlage der Studie verpflichtet sind. Auch werden hier die angewandten Methoden und die ihnen entsprechenden Zugänge zu den Forschungsfeldern dargelegt.

Mittelpunkt der Arbeit bilden die Kapitel vier und fünf, welche die um die Ausgrabung zentrierten »Praktiken archäologischer Erkenntnisproduktion« (Kap. 4) und die »Archäologischen Kultur- und Ethnoskonzepte« (Kap. 5) diskutieren. Etwas irritierend ist die Klassifikationssystematik der Überschriften, dementiert doch die Reservierung des Titels »Praktiken archäologischer Erkenntnisproduktion« für die Betrachtung der Ausgrabungs- und Dokumentationstätigkeiten im engeren Sinne, dass die Operationalisierung und Anwendung der angeführten Kultur- und Ethnoskonzepte ebenfalls eine erkenntnisproduzierende Praxis ist.

Das sechste Kapitel schließlich resümiert den Gang der Untersuchung noch einmal ausführlich und bezieht die Ergebnisse der Einzelkapitel aufeinander, ohne sie allerdings zu einer Synthese in einem emphatischen Verständnis zusammenzuführen. Die exemplarischen Analysen von Feldern des archäologischen Handelns, der Ausgrabung und der ethnischen Deutung, sind vergleichsweise schwach in die Gesamtarchitektur der Arbeit integriert, und ihr abschließender Vergleich fällt etwas dürftig aus: »Beide Bereiche der Wissensproduktion weisen einige Gemeinsamkeiten auf. Zum einen sind in beiden Situationen Communities of Practice erkennbar. Sie entstehen sowohl in Form der Ausgrabungsteams bei der Grabung als auch in der Debatte zu Kultur – z. B.

in Sonderforschungsbereichen oder der Theorie-AG. Zugleich erhalten in beiden Fällen die Handlungen sowie die verbalen und nonverbalen Interaktionen große Bedeutung im Wissensproduktionsprozess« (S. 195).

Als den interessantesten Teil der angenehm flüssig und, von kleineren Flüchtigkeiten abgesehen, sorgfältig geschriebenen Arbeit erachtet der Rezensent das vierte Kapitel, das eindringlich die Kontingenz der aus Akteurssicht selbstverständlichen Handlungsroutrinen bei einer Ausgrabung vor Augen führt. Auch wenn sie sich bewährt und eben dadurch als Routinen verstetigt haben, werden sie wie selbstverständlich stets von Neuem appliziert, ohne dass Handlungsalternativen überhaupt in den Blick kommen können – schon deshalb, weil sie den Akteuren einfach nicht bekannt sind. Über die Frage, welcher Techniken man sich bei einer Ausgrabung bedient, entscheiden daher weniger Angemessenheitsurteile in Ansehung der konkret zu bearbeitenden Komplexe, sondern eher tradierte und »ohne Willen und Bewusstsein« übernommene Arbeitsroutinen. Manifest wird dies in der Behandlung von Novizen bei so genannten Lehrgrabungen: Werden sie nicht von vornherein als schlecht bezahlte oder gar unentgeltliche Arbeitskräfte ausgebeutet, erfahren sie häufig nur eine Einweisung in die von ihnen auszuführenden Tätigkeiten, ohne dass ihnen aber der Sinn genau dieser Handlungsoption einsichtig gemacht und ihnen auseinandergesetzt würde, weshalb sie ihre Aufgabe genau so und nicht anders erledigen sollen. Einer der Verdienste der Arbeit ist es, die Fragilität der auf einer vorgängigen Festlegung auf bestimmte Ausgrabungs- und Dokumentationstechniken basierenden Normalitätskonstruktionen sowie die Folgen der Abspaltung von der Auswertung, das heißt der ausbleibenden »Evaluation, Reflexion oder Diskussion der Praktiken« (S. 128), aufgezeigt zu haben. Dem (allerdings auch nur in Anführungszeichen erhobenen) Anspruch, eine »Ethnographie der Ausgrabung« (S. 9) zu sein, vermag sie jedoch nicht zu genügen, zu einer solchen fehlt die exemplarische und ausführliche Protokollierung des faktischen Ausgrabungsgeschehens; wir werden auf diesen Punkt zurückkommen. Zur Beschreibung des Prozesses der allmählichen Materialisierung der Ausgrabungsergebnisse in Form von Protokollen verweist die Autorin auf den von Latour eingeführten Begriff der »Inskription«, mit welchem das Schema von objektiver Dokumentation einerseits und subjektiver Interpretation andererseits aufgelöst werden soll.<sup>2</sup> Problematisch wird eine Inskription dann, wenn ihre Genese nicht hinreichend dokumentiert ist, sie nicht mehr als *eine* Lesart unter mehreren möglichen erscheint, für die man sich vorläufig entschieden hat, sondern sie als gesicherte und bewährte Erkenntnis missverstanden wird und nicht mehr an dem, worauf sie sich bezieht und was sie repräsentiert, überprüft werden kann.<sup>3</sup> Auch wenn Inskriptionen

2 Damit wird allerdings auch die grundlegende Differenz zwischen einem bloß gerätevermittelten Protokoll, der optischen oder akustischen Aufzeichnung eines Gegenstandes, und einer durch eine Sinninterpretation vermittelten Deutung nivelliert. Dieses Zusammenziehen von Protokoll und Interpretation in einem Terminus, dem der Inskription, erscheint dem Rezensenten eher der Verlust einer wichtigen Differenzierungsmöglichkeit als ein Vorzug zu sein.

3 Anschauliches Beispiel für eine solche sich verselbständigende Inskription ist die Kategorisierung des Bronzemöbels aus dem Hochdorfer »Fürstengrab« als »Kline«, die zur Folge hat, dass darauf aufbauend vor allem die Implikationen dieser irreführenden Bezeichnung ausbuchstabiert werden, obgleich sich deren Unangemessenheit am Gegenstand selbst leicht aufzeigen lässt (M. Jung, Überlegungen zu möglichen Sitz- und Liegepositionen auf der Hochdorfer »Kline«. Arch. Inf. 27(1), 2004, 123–132; Ders., Einige Anmerkungen zum Komplex des Südimportes in späthallstattzeitlichen Prunkgräbern. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten 2.

zumeist unspektakulär und unauffällig sind, bedeuten sie wichtige Weichenstellungen im Forschungsprozess, und dies wird bezogen auf die mit einer Ausgrabung verbundenen Tätigkeiten eindrucksvoll dargelegt.

Das Kapitel zum Kulturbegriff und zur ethnischen Deutung behandelt zwar im Unterschied zu dem mit der Ausgrabungspraxis sich beschäftigenden einen bereits ausgiebig erörterten Komplex, auch bergen die Positionen, welche die an dem einschlägigen Diskurs beteiligten Wissenschaftlern vertreten, keine Überraschungen, dank der prägnanten Darstellung lässt sich das Kapitel aber beinahe wie ein Kompendium zum Thema konsultieren. Lehrreich sind insbesondere die Ausführungen dazu, wie in anderen Fächern, vor allem der Ethnologie, entwickelte Modelle adaptiert werden, sowie zum Vergleich der Diskussion in der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie mit dem in der Vorderasiatischen Archäologie und Philologie. Für eine dem Laborstudienansatz verpflichtete Untersuchung stellt sich allerdings die Frage, was sich bei einer Betrachtung der ethnischen Deutung eigentlich als Analogon zur Laborsituation interpretieren lässt, denn die Publikationen und auch die ergänzend mit Archäologen geführten Interviews geben nur einen Abhub von der Entstehung der Inskriptionen, auf die sich das Interesse der Autorin richtet.

Die Kritik des Rezensenten gilt in erster Linie einem blinden Fleck in der methodischen Anlage der Studie, den er weniger der Autorin selbst als den Traditionen ihres Faches, der Kulturanthropologie, anzulasten geneigt ist. Bei allem Rasonnement über die Modi der Datenerhebung und -auswertung in der Archäologie bleibt die Reflexion auf diese Prozesse in der eigenen Untersuchung trotz gegenteiliger Versicherung (S. 66) eigentümlich undifferenziert. Fassbar wird dies beispielsweise in der ständigen Konfundierung von *Techniken* der Datenerhebung und *Methoden* der Datenauswertung. Als die angewandten Methoden nämlich werden »die Analyse der aktuellen Literatur, die teilnehmende Beobachtung auf Konferenzen und auf archäologischen Ausgrabungen sowie die Interviews mit Akteuren der archäologischen Wissensentstehung« (S. 66) reklamiert, doch handelt es sich bei den genannten Verfahren gerade nicht um solche der methodisch geregelten Erschließung von Realität, sondern um solche der Gewinnung von Daten, die sich in einem jeweils spezifischen Protokolltyp materialisieren: die durch Literatursichtung Gewonnenen typischerweise in Exzerpten, die durch Konferenzteilnahme in Mitschriften, die durch Interviews in Transkriptionen. Diese Protokolle bleiben dem Leser jedoch verborgen, und er erfährt auch nicht, mit welcher Methode oder welchen Methoden sie dann tatsächlich ausgewertet wurden. Der Nivellierung von Techniken der Erhebung und Methoden der Auswertung korrespondiert im Übrigen die in dem Inskriptionsbegriff angelegte Einebnung der Differenz von Protokoll und Interpretation. Ironischerweise geht die Autorin damit selbst auf eine Weise vor, die sie an dem archäologischen Handeln kritisiert, denn sie produziert Inskriptionen, die sich einer Überprüfung weitgehend entziehen. So bemerkt sie zu der Ausgrabungspraxis: »Die Durchführung der Praktiken kann nur durch Anwesenheit auf der Grabung oder durch einen Blick in die Grabungsdokumentation nachvollzogen werden, aber da es in den archäologischen Wissenschaftlergemeinschaften nicht üblich ist, Einblick in die Dokumentationsunterlagen zu gewähren, bleibt die Einschätzung von

Vorgehensweisen zumeist außerhalb einer generellen Überprüfbarkeit« (S. 190). Analog verfährt sie selbst und macht damit eine Sekundäranalyse ihres Materials und die Nachprüfung der Geltung ihrer Schlussfolgerungen unmöglich.<sup>4</sup> Besonders bedauerlich ist, dass man, von Kurzzitaten abgesehen, so gut wie keinen Einblick in das Interviewmaterial erhält.

Das leitet über zu einem zweiten Kritikpunkt. Die Chance, den spezifischen erfahrungswissenschaftlichen Habitus von Archäologen zu beleuchten und die Logik ihres Handelns aus diesem heraus zu erklären, bleibt ungenutzt. Dieser Habitus kann nicht »gelernt« werden im Sinne abzufragender Wissensbestände, er wird vielmehr durch die Verinnerlichung der Struktureigenschaften professionalisierter wissenschaftlicher Praxis erworben und ist daher Resultat eines Bildungsprozesses, nicht eines Lernprozesses (A. Franzmann, Disziplin der Neugierde. Eine empirische Untersuchung zur Professionalisierung von Erfahrungswissenschaftlern auf der Basis nicht-standardisierter Interviews mit Naturwissenschaftlern. i. Ersch.). Mit der Konzeptualisierung des »wissenschaftliches Wissens« als »ein soziales Produkt, das im Spannungsfeld von Praktiken, Übersetzungsprozessen und Interaktionen entsteht« (S. 61), ist der dem vorgelagerte professionalisierte Habitus bereits durch das Raster des als relevant Wahrgenommenen gefallen. Das ist bedauerlich, denn gerade die über die Ausgrabungspraxis sich vollziehende Habitusbildung als Besonderheit der Archäologie stellt ein echtes Forschungsdesiderat dar. Wollte man deren Folgen heuristisch skizzieren, so könnte man sagen, dass die ausgrabungsvermittelte Sozialisation eines Wissenschaftlers zwar einerseits günstige Ausgangsbedingungen für eine Resistenz gegenüber kurzlebigen Theoriemoden, für eine »Erdung« im buchstäblichen Sinne schaffen mag, die aber andererseits auch die Form einer trotzigen, zuweilen sogar kämpferischen Borniertheit gegenüber theoretischem Input generell annehmen kann und die substanziell Neues nur auf der Ebene von Befunden und Funden (und vielleicht noch von technischen Hilfsmitteln) zulässt, nicht aber auf der des theoretischen Bezugsrahmens. Darin liegt auch ein Grund für die außerordentliche Zählebigkeit zumeist während des Studiums rezipierter Lehrmeinungen – man denke nur an W. Kimmigs »Fürstensitzmodell« und dessen diverse Fortschreibungen oder die Persistenz der ethnischen Deutung etwa in der Frühmittelalterarchäologie. Die unselige Unterscheidung der Lager von »Theoretikern« und »Praktikern« in der Archäologie, der sich die Autorin ausführlich widmet, ist nicht nur Ausdruck von Präferenz und Spezialisierung, sondern grundlegender habitueller Differenzen, für deren Rekonstruktion die Interviews als Datengrundlage im Prinzip gut geeignet gewesen wären, artikulieren sich in ihnen doch erfahrungsgemäß nicht nur Meinungen und Einschätzungen, über welche der Interviewte explizit Rechenschaft abzugeben mag, sondern auch ihm nicht bewusste Deutungsmuster und Überzeugungen als Ausdruck des habituellen Wissens. Dass es der Autorin bei den Interviews vor allem um die Erhebung von Inhalten ging und nicht um die einbettende Struktur der Argumentation, die weit eher Rückschlüsse auf den Habitus zuließe, zeigen ihre Anmerkungen zu den Modalitäten des Interviewarrangements. So konzentrierte sie sich

4 Wie aufschlussreich Sekundäranalysen gerade im Bereich der Laborstudien sein können, zeigt R. Burkholz' Reanalyse von Daten, die Knorr-Cetina in ihrer Untersuchung »Zur Fabrikation von Erkenntnis« (Frankfurt a.M. 1991) ausgewertet hat (R. Burkholz, Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung. Weilerswist 2008, 85–204).

auf Archäologen, die als ausgewiesene Experten bezüglich des Problems der ethnischen Deutung gelten können: »Ich habe keine ›Nichtexperten‹ befragt, weil Personen, die sich nicht mit der Thematik der ethnischen Interpretationen beschäftigt hatten, eher abwehrend reagierten, wie ich in Vorgesprächen feststellte« (S. 71). Die begriffliche Durchdringung genau dieser Abwehr wäre aber ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der Wissensproduktion von Archäologen gewesen, und die Bemerkung, die faktischen Interviewpartner hätten die Einschätzung der Autorin bestätigt, dass die Vertreter der ethnischen Deutung »auf kritische Anmerkungen mit einem Gefühl der Angegriffenheit reagierten, so dass ein konstruktives Gespräch nicht möglich sei« (S. 71 f.), missversteht die Funktion eines Forschungsinterviews, in dem sich die interessierenden Sachverhalte gestaltrichtig abbilden sollen, ohne dass es aber die Form eines »konstruktiven Gesprächs« im alltagspraktischen Verständnis haben müsste. Im Gegenteil können zum Beispiel die Missverständnisse in einem Interview, in welchem die Beteiligten beständig aneinander vorbeireden, höchst aufschlussreich sein, und zuweilen wird ein Interviewer auch absichtlich kontroverse Stimuli setzen, um das Gegenüber im Dienste seines Erkenntnisinteresses zu provozieren, auch wenn das Interview dann erwartbar einen anderen Verlauf als ein konstruktives Gespräch nehmen wird.

Wie es zu gehen pflegt, hat sich der Rezensent vornehmlich auf das ihm kritikwürdig Erscheinende kapriziert und das Gelungene dieser wichtigen und interessanten Pionierarbeit zur Logik der Produktion archäologischen Wissens im deutschsprachigen Raum eher cursorisch behandelt. Diese Unwucht ist aber, das sei abschließend energisch betont, allein der Pragmatik der Besprechung geschuldet, sie ist keine der Arbeit selbst.

*Matthias Jung*

Goethe-Universität, Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. Vor- und Frühgeschichte,  
Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt am Main  
matjung@stud.uni-frankfurt.de

**Jens Martin, Die Bronzegefäße in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen. Prähistorische Bronzefunde Abteilung II, Bd. 16. Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009. IX, 198 S. mit 8 Abb., 2 Tab., 59 Taf., 3 Beil. Hardcover. ISBN 978-3-515-09388-0.**

Der vorliegende Band ist aus einer 1999 an der Universität Münster angenommenen Dissertation hervorgegangen. Vorgelegt werden 200 bronzene Gefäße, zwölf Goldgefäße und eine Tonschale mit Metallzwecken sowie sieben bronzene Hörner bzw. Trinkhornbeschläge.

In der Einleitung referiert der Verf. die verschiedenen bronzezeitlichen Kulturen bzw. Kulturgruppen, die im Raum zwischen Erzgebirge und Ostsee traditionell in die Forschung eingeführt sind (wie z. B. Elbe-Elster-Gruppe, Saalemündungsgruppe, Helmsdorfer Gruppe). Es bliebe zu prüfen und kartographisch darzustellen, ob sich vor dem Hintergrund dieser Kulturgruppen auch eine unterschiedlich starke Verwendung des Bronzegeschirrs erkennen lässt. Dies gilt natürlich vor allem für die Überlieferung der Bronzegefäße, die im Abschnitt ›Quellenlage und Fundumstände‹ dargelegt wird. Bronzegefäße liegen aus 56 Gräbern vor, wobei sich jeweils raum-zeitliche Schwerpunkte ergeben. Die Gräber der Per. III sind vor allem in Mecklenburg konzentriert, während in Per. IV Gräber mit Metallgefäßen im Gebiet der Lausitzer Kultur bekannt sind. In 46 Depots fanden sich Bronzegefäße, die überwiegend in die Perioden IV und V zu datieren sind. Quantitativ spielen die Horte aber eine überragende Rolle, denn aus ihnen sind drei Viertel der Bronzegefäße im Arbeitsgebiet bekannt.

Wie nicht anders zu erwarten, ist der größte Teil der vorgelegten Bronzegefäße bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden, doch finden sich auch Stücke, wie z. B. eine Tasse aus Wusterwitz, Lkr. Potsdam-Mittelmark, die an entlegener Stelle publiziert sind, und bislang nicht in die allgemeine Forschungsdiskussion einbezogen wurden. Viele Gefäße waren freilich mehrfach Gegenstand von ausführlichen Erörterungen, nicht zuletzt in der Reihe Prähistorische Bronzefunde selbst, wobei natürlich auf die klassischen Arbeiten von Gero v. Merhart, Ernst Sprockhoff, Henrik Thrane, Pal Patay oder Berta Stjernquist hinzuweisen ist.

Das älteste Gefäß im vorliegenden Band stammt aus dem bekannten Per. II/III-zeitlichen Grab von Sellin, Lkr. Rügen. Wie bei vergleichbaren Tassen aus Gyldensgård und Löptin handelt es sich um ein gegossenes Bronzegefäß. Diese Fertigungsweise ist weitgehend auf den Nordischen Kreis begrenzt und lässt sich mit der Bronzedose von Seth bis in die Per. II zurückverfolgen. Man wird ergänzen, dass auch in dem 1982 gefundenen Hort von Skeldal neben vier Randleistenbeilen und zwei Meißeln eine Bronzedose mit Deckel gefunden wurde, die vier goldene Noppenringe enthielt (H. Vandkilde, A Late Neolithic Hoard with Objects of Bronze and Gold from Skeldal, Central Jutland. *Journal Danish Arch.* 7, 1988, 115–135). Die Tradition gegossener Gefäße könnte also im Norden bis in das Spätneolithikum (nach regionaler Terminologie) zurückreichen. Allerdings wurde für das kleine gegossene Gefäß eine Herkunft aus dem Aunjetitzer Raum postuliert (zuletzt T. Mörtz, Das erste Aunjetitzer Metallgefäß in der Fremde? Überlegungen zu Ursprung und Funktion der Schmuckschatulle von Skeldal,